

Adolf Muschg, Sax. Roman, C. H. Beck: München 2010.

ISBN 978-3406605178



Jahre nach seiner viel gerühmten Parzival-Neuerzählung „Der Rote Ritter“ wartet Adolf Muschg in seinem neuesten Roman mit einem historisch verbürgten „schwarzen Ritter“ auf. Der titelgebende Freiherr von Sax aus dem 16. Jahrhundert ist nicht der einzige Spukgeist im Haus zum „Eisernen Zeit“ im schweizerischen Münsterburg. Als Wiedergänger treten die Parapsychologin Fanny Moser und der Astronom Caspar Horner, der in dem Spukhaus eine Sternwarte einrichten ließ, weil er den Himmel in seiner Nähe haben wollte, auf den Plan. Zu den

zahlreichen skurrilen Gestalten von Muschgs verstörendem Gespenster-, Familien- und Gesellschaftsroman gesellen sich die untoten Figuren der Manessischen Liederhandschrift, die Sax als Kriegsbeute mitgehen ließ. Doch mindestens genauso gespenstisch unreal erweist sich der Spuk der heute von Computer und Medien simulierten künstlich-virtuellen Realitäten. Deren teuflisches Amüsier- und Suchtpotenzial vergegenwärtigt im Finale des Buches eine spektakuläre Öko-Apokalypse am Zürichsee.

Im Mittelpunkt des absichtsvoll verrästelten Erzähllabyrinths stehen drei junge Schweizer Rechtsanwälte, die ihrerseits im Bann unbewältigter Geschichte(n) stehen. In der von den 70er Jahren bis ins Jahr 2013 reichenden Geschichte dieses Anwaltskollektivs werden mit den Vergangenheiten ihrer Eltern die guten und bösen Geister des 20. Jahrhunderts vom Kommunismus bis hin zur aktuellen Banken- und Ökologiekrisis lebendig. Wie schon Gottfried Kellers in Münsterburg (=Zürich) spielender Altersroman „Martin Salander“ ist auch „Sax“ ein Zeitroman mit offensichtlichem Aktualitätsbezug zur Schweizer Politik – helllichtig persifliert wird insbesondere der Rechtspopulismus von Christoph Blochers SVP. Als Kritiker einer „chronisch entgeisterten Zivilisation“, die gottfern und sinnleer „Zerstreuung sucht um jeden Preis“, konstatiert denn auch der 76-jährige Muschg: „Der Geist,

den die Zeit aufgegeben hatte, meldete sich mit einem Schlag als Ungeist zurück ... ein mehr oder minder altbekannter Spuk, mit allem, was an Grauen und Gruseln dazugehört.“

Die Grenzen zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, zwischen Lebenden und Toten, zwischen Realität und Fiktion werden in diesem „postmodernen Gespenstermärchen“ (Roman Bucheli) zusehends verwischt. Es scheint sogar möglich, dass man den eigenen Tod „jahrelang überlebt, ohne es zu merken“. Einer, der wie Sax „nicht recht geworden ist, der vergeht auch nicht recht“, erfahren wir. Ja, „wenn einer vielleicht gar nicht gelebt hat, wie kann er dann sterben?“ Hinter dem Heimlichen und Unheimlichen dieser Geisterbeschwörung schält sich eine der Urfragen von Muschgs literarischem Oeuvre heraus – das versäumte Leben, sein Glücken und Gelingen. „Was er braucht, ist ein ordentliches Diesseits, endlich was Ganzes. Zum Glück steckt auch im ganzen Tod ein ganzes Leben.“

Einer der drei Anwälte, Hubert Achermann, abgebrochener Theologe und verhandelter Kapuzinermönch, sinniert in der Kuppel von Horners Sternwarte: „Glück ist an Körper gebunden; wie könnte es vollkommen sein, solange wir am Körper leiden. *Es muss nicht vollkommen sein ...* Nur in der Entbehrung ist Vollkommenheit zu erreichen.“ Immer wieder zieht sich Achermann an diesen *anderen* Ort zurück, der, sinnbildlich für Muschgs Roman, eine Verbindung zu himmlischen Sphären wie zur Unterwelt herstellt. Angesichts der Unermesslichkeit des grenzenlosen Universums stößt Achermann in seinem Nachdenken über Gott und das Religiöse auf die Inkommensurabilität von Leben und Tod: „Zeit ist nichts, was vergeht; was vergeht, ist nicht Zeit, sondern wir, und mit uns alle

Kreatur. Von der Veranstaltung, in der wir uns befinden, fehlen uns die Begriffe so sehr, dass wir schon die Ahnung unseres Nichtwissens mit dem Wort Religion bezeichnen, als wären wir dann irgendwo zuverlässig angebunden“, heißt es in einem „philosophischen Text“, den ein zeitgenössischer Online-Chatter unter Horners Namen ins Netz gestellt hat.

„Sax“ radikalisiert damit das Nachdenken über das Geheimnis der Schöpfung und der Evolution von Mensch und Universum, das zuletzt Klaus Marbach in Muschgs



„Kinderhochzeit“ (2008) umtrieb, kaum zufällig bezeichnete der Autor selber das Buch als „religiösen Roman“. „Um dem einfältigen Verlauf zu entgehen, den wir, als Vergehende, der Zeit unterschieben, sind Menschen auf Säulen geklettert, haben sich in Höhlen vergraben oder Sternwarten gebaut, um der Sphäre, die sie überzeitlich oder zeitlos nennen, inmitten des Zeitbetriebs und Zeitvertreibs näher zu sein ... Verwirrend ist nur, dass uns, wenn wir die Materie, aus der wir selbst bestehen, durch Mikroskope betrachten, deren Auflösung denjenigen der besten Teleskope entspricht, im Kleinsten wie im Größten dasselbe Phänomen unaufhaltsamer Unendlichkeit begegnet ... Jede Körperzelle, jedes Atom ... ist für die geschärfte Wahrnehmung vom gleichen Stoff wie die Lichtjahre entfernten Himmelskörper, ein unerschöpflicher Abgrund, dem keine Grenzen gesetzt sind, am wenigsten die aus unserer eigenen Vergänglichkeit geschöpften von Anfang und Ende. Aber diese Grenzen liegen nur in unserer Wahrnehmung und ihren Werkzeugen, nicht in der Sache ... Wie um alles in der Welt wäre auch ein Universum dingfest zu machen, das sich im Zustand unaufhörlicher Expansion, ja Explosion befindet, aber ‚zugleich‘ – oder ‚einmal‘ – aus unendlich weniger als nichts entsprungen sein soll: nämlich einem Materie- oder Energiekern von unvorstellbarer Dichte; so dass also das unendlich Große mit einem Urknall aus dem unendlich Kleinen hervorgegangen wäre? Welche Gelegenheit, mit den Kategorien von Groß und Klein überhaupt aufzuräumen, da sie offenbar in der Veranstaltung, in der wir uns befinden, gar nichts zu suchen haben?“

*Christoph Gellner, Lehrbeauftragter für Theologie und Literatur,
Christentum und Weltreligionen an der Universität Luzern*